

nehmen und vom Volke den Glauben an das Weihnachtsgeheimnis fördern wollen, wäre die Kritik verständlich gewesen. So rief er nur den „guten Willen“ an, in der Hoffnung, auf dieser menschlichen Ebene eine gemeinsame Verständigung zum Frieden zu finden. Sollte es bei uns unmöglich sein, auf allen Seiten solche Menschen des „guten Willens“ zu finden?

Daß die evangelischen Christen in ihrer großen Mehrheit die außerordentliche Entrüstung des Sozialdemokratischen Pressedienstes und dessen „höchst massiven Vorwurf“ nicht teilen, dürfte aus dem sachlichen Aufsatz der Stuttgarter Wochenzeitung „Christ und Welt“ (Nr. 2 vom 8. Januar 1953, S.7) zur Genüge hervorgehen. Dort heißt es in durchaus versöhnendem Sinne abschließend: „Jeder von uns sollte wissen, daß Gott der Gute ist und auf unsere Liebe wartet. Deshalb wird man sagen dürfen, daß der biblische Text nicht nur den evangelischen Akzent des Beschenktwerdens und nicht nur den katholischen des guten Willens umfaßt, sondern gleichsam auf eine geheimnisvolle und für uns undurchdringliche Weise beides: das Lieben Gottes und unsere Gegenliebe als die Antwort, die es weckt, und so, als Ineinander beider, das Wohlgefallen Gottes, das allein der Friede ist.“ F. J. Schierse S.J.

Vom Sinn und Wert demokratischer Wahlmethoden

Vom letzten amerikanischen Wahlkampf um die Präsidentschaft wurden sensationelle und ausgefallene Einzelheiten gemeldet: heftige gegenseitige Vorwürfe, riesige Propagandamaschinen, Enthüllungen, Korruptionsfälle, persönliche Angriffe, Aushängen schmutziger Wäsche usw. Wenn man die Sache aus der Nähe besehen konnte,¹ sah sie wesentlich anders und besser aus, ja geeignet, manchen unserer europäischen Methoden zur Belehrung zu dienen. Natürlich gab es auch Auswüchse, da es

¹ Der Verfasser machte zur Zeit des Wahlkampfes eine Studienreise durch die USA.

um die Führung des mächtigsten Staates der Erde ging. Wäre es zu verwundern, wenn die Wählerschaft aus Menschen besteht, die über einen ganzen Kontinent verstreut, vielleicht erst seit einer Generation eingewandert und noch kaum assimiliert sind? Es galt, Millionen von Menschen zu gewinnen, die an den harten Konkurrenzkampf eines dynamischen Wirtschaftslebens gewohnt sind, eines Wirtschaftslebens, das in einem stürmischen Jahrhundert von kühnen, unbeugsamen Pionieren im Ringen mit ungeheuren Naturgewalten, gefährvollen Urwäldern, traditionslosen Einwandererscharen aufgebaut worden war.

Hinter all den persönlichen Unzulänglichkeiten vollzog sich doch eine tiefere Besinnung jedes einzelnen Bürgers auf die Grundfragen des nationalen Lebens in einer gefährvollen, entscheidungsvollen Gegenwart. Die Kandidaten hatten sich zu erklären über schwierige Probleme, vor denen die Nation steht, und der einzelne Bürger hatte selbst zu wählen, welche der vorgelegten Pläne er annehmen wollte.

Es ging um die Stellungnahme zum Korea-Krieg. Es ging um die Frage internationaler Verpflichtungen, um die Frage, um welchen Preis man bereit sei, sich zurückzuziehen, welche Opfer man aber auch zu bringen gedente, wenn der Gegner zu einem ehrenvollen Frieden sich nicht herbeilassen sollte. Diese Entscheidung war in diesem Lande, das nun in dem langen, aussichtslosen Krieg schon mehr Tote zu beklagen hatte als im ganzen zweiten Weltkrieg, keine bloß theoretische und grundsätzliche, sondern griff nachdrücklich und schmerzlich auch in das Privatleben ein. Zehntausende von Familien haben einen Sohn, einen Vater, einen Bruder zu beklagen, als Toten, als Schwerverwundeten, als Blinden oder zum Krüppel Geschlagenen. Die Gegenwart des Korea-Krieges ist in den Vereinigten Staaten viel härter und drückender — nicht so sehr in materieller, wohl aber in persönlicher Hinsicht —,

als wir es uns in unserer abwartenden Stellung als Zuschauer in Europa vorstellen können. Mit dem Stimmzettel hatte der einzelne Bürger zwar nicht den Krieg zu entscheiden, aber doch persönlich Stellung zu nehmen, wie er über die Sache denke.

Auch die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus spielte gewaltig, vor allem gegen Ende des Wahlkampfes, in die Auseinandersetzungen hinein. Man macht sich in Europa kaum eine Vorstellung davon, bis zu welchem Maß der einzelne Bürger — und insbesondere der Arbeiter — einen kräftigen und unversöhnlichen Haß gegen den Kommunismus und jeden einzelnen Kommunisten in sich aufsteigen fühlt bei dem Gedanken, daß man diese ganze Unruhe in der Welt, diesen Krieg in Korea, diese Einschränkungen und Ängste den verlogenen Kommunisten zu verdanken hat, von denen man sich nicht in ehrlichem Kampf besiegt, sondern ganz einfach hintergangen und betrogen, um Frieden, Lebenserfolg, Aufstieg, Familienleben und aufbauende Arbeit betrogen fühlt. Bemerkenswert war zu sehen, daß die Meinung einheitlich war, die Preisgabe von Gefangenen, die nicht in ihre kommunistische Heimat zurückzukehren wünschten, könne auf keinen Fall in Frage kommen, nicht einmal um den Preis der Rückkehr der eigenen Söhne! Hier zeigte sich wieder einmal, bei allen Schattenseiten und bei allen materialistischen Einflüssen, welche moralischen Kräfte in der Seele dieses Volkes doch noch schlummern.

Eine weitere Frage drehte sich um Nationalismus und Internationalismus. Die Frage ist sehr ernst und folgenreich. Obschon der Isolationismus besonders in den mittleren Staaten, und nicht zuletzt in den eingewanderten Neutralen, die es zu Wohlstand und Vermögen gebracht haben, noch lange nicht tot ist, so war doch die Entscheidung zugunsten der internationalen Verbundenheit und der internationalen Verpflichtungen als führende Welt-

macht eindeutig. Dabei fällt dem Europäer auf, wie wenig pathetisch diese Entscheidung, die immerhin eine Entscheidung über die Welt bedeutet, in diesem Lande aussieht. Im amerikanischen Durchschnittsbürger sind jedenfalls weniger Weltmachtsgelüste festzustellen als in irgendeiner der ehemals führenden europäischen Nationen.

Aber auch innenpolitische Fragen waren zu entscheiden: die Stellung zum Wohlfahrtsstaat, zum Gewerkschaftsproblem, zum freien Unternehmertum, zum Ausgleich von Nord und Süd, zur Neger- und überhaupt zur Rassenfrage und dergleichen mehr. Wenn auch natürlich alle diese Fragen nicht einzeln zur Abstimmung gelangen konnten, so war doch die innere Auseinandersetzung mit ihnen nicht nur bei den Kandidaten und Parteien, sondern bei den einzelnen Bürgern echt und ernst. Man brauchte bloß im kleinen Kreis an der Television zu sehen, wie die einzelnen auf die verschiedenen Reden und Parolen reagierten. Es war höchst interessant und bedeutsam festzustellen, wie sehr beide Kandidaten sich bemühten, über alle Interessenkomplexe hinweg an die tieferen ethischen Grundgefühle der Nation sich heranzutasten.

Ein besonderes Moment bildete die Nixonaffäre mit der Frage, ob es statthaft sei, Gelder für den persönlichen Wahlkampf entgegenzunehmen. Den Ausschlag in der Volksmeinung gab nicht die Frage der Legalität, sondern die der moralischen Qualifikation, ob es ehrenhaft, „fair“ sei oder nicht. Ähnlich verhielt es sich mit der Frage der Ehescheidung Stevensons. In einem Lande, das die höchste Ehescheidungsziffer aufweist und mit gewissen Rekordziffern beschämendster Art aufzuwarten vermag, spielte die Frage der moralischen und charakterlichen Ehrenhaftigkeit eine gewichtige Rolle. Ein Präsident, der eine Geschiedene geheiratet hätte, wäre — wenigstens bis heute — überhaupt nicht in Frage gekommen.

Damit berühren wir ein weiteres Mo-

ment. Die Persönlichkeit des Kandidaten spielt drüben eine wichtigere Rolle als die Parteizugehörigkeit oder das Parteiprogramm, obschon natürlich die Parteien die Kandidaten für sich in Anspruch nehmen, im Wahlkampf die Finanzen stellen müssen und einen Sieg als den eigenen feiern. Das persönliche Element scheint drüben viel bedeutsamer mitzuspielen als im allgemeinen in Europa. Vom künftigen Präsidenten will man alles wissen: Wie seine Frau aussieht, wie viele Kinder er hat, welches seine Lebensweise ist, welchen Sport er betreibt, welche Lieblingspeise er ißt, in welche Kirche er geht, kurz sein ganzes Privatleben. So viel man auch über die Vermassung des Großstadtmenschen in Amerika sagen und klagen mag, so persönlich ist erstaunlicherweise das Interesse gerade des Amerikaners an den Männern, die seinen Staat regieren oder verwalten sollen. Man wird da beinahe an die Forderung des heiligen Paulus an die Bischofskandidaten erinnert, der vorschreibt: Wer sein Hauswesen nicht richtig verwalten und seine Kinder nicht richtig erziehen könne, der müsse auch als unfähig gelten, die Kirche Gottes zu leiten (1 Tim 3,5).

So hängt denn bei einer solchen Wahl unermesslich viel davon ab, welches Menschenideal im Volke lebendig ist; welche moralische Maßstäbe gelten; ob Glanz und Erfolg und persönliche Interessen vorherrschen, oder ob man zwar nicht für die Einzelheiten der Regierungsgeschäfte, wohl aber für die großen tragenden Grundsätze und leitenden Ideen Sinn und Verständnis hat oder ob man von blendenden Reden und lockenden Versprechungen, billigen Augenblickserfolgen und leichten vergänglichen Gewinnen blindlings sich verlocken läßt.

Das führt zu einer Betrachtung über den Wert demokratischer Wahlen überhaupt. Demokratische Wahlen sind nicht unbedingt die geeignetste Methode, die besten Männer an die Spitze eines Volkes zu bringen. Es gibt gewiß bessere und wirksamere, vor allem we-

niger kostspielige und auch schnellere Methoden. Wenn die Moral eines Volkes gesunken ist, kann die demokratische sogar übelster Demagogie die Tore weit öffnen und ein Schauspiel abstoßendster Art bieten. Ist aber ein Volk in seinem Kern noch gesund, so haben demokratische Wahlen doch unschätzbare und weitgreifende Vorteile. Sie rufen jeden einzelnen Bürger zur Besinnung und Entscheidung über die wichtigsten Grundfragen des Staatslebens auf. Sie zwingen Parteien und Kandidaten, dem Volk ihre Programme und Ideale darzulegen, bei sachlichen Abstimmungen dem Volke die Motive zu erklären und damit eine ständige Volkserziehung zu üben, nach der heute so oft gerufen und die manchmal in so künstlichen Formen angestrebt wird. Demokratische Wahlen, besonders wenn sie nicht einfach Listenwahlen sind, durchleuchten Persönlichkeiten und Persönlichkeitsideale, und sind ein gewisser Damm gegen die Verbürokratisierung, selbst in einem so großen Staat wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wenigstens der Präsident, der ausschlaggebende Mann, ist einem jeden Bürger sozusagen persönlich bekannt; man kennt seine Auffassungen, seine Familie und seine geistige Herkunft; man hat Gelegenheit — einmal alle vier Jahre! — dazu öffentlich ja oder nein zu sagen.

So peinlich manche Enthüllungen zur Zeit der Wahlen sind, sie bilden in einem so ungeheuren Machtgebilde, wie es die Regierung der Vereinigten Staaten darstellt, ein geradezu unentbehrliches Mittel der öffentlichen Kontrolle über den Staatsapparat und dessen leitende Männer. Eine sehr wichtige Funktion, um so unentbehrlicher, je mächtiger das Staatswesen ist.

Bei direkter Beteiligung des Volkes an Wahl oder Abstimmung ist es schließlich viel weniger leicht, faule Kompromisse zu schließen, wie es bei Verhandlungen zwischen den Parteien bei geschlossenen Türen nur allzu leicht der Fall ist. Bei direkter Wahl oder Ab-

stimmung durch das Volk müssen Persönlichkeiten und ihre Programme sich offen dem Urteil der einzelnen Bürger stellen; und man hat die Erfahrung gemacht, daß große moralische Grundsätze hier eine stärkere Kraft entwickeln als bei den Verhandlungen der Parteien am grünen Tisch.

Man kann freilich zu Zeiten von Wahlen und Abstimmungen nur dann an moralische Grundsätze appellieren, wenn man sie schon Jahre zuvor im Volke ehrlich gepflegt und tief verwurzelt hat. So zwingt der Selbsterhaltungstrieb echter Demokratie alle verantwortlichen Männer dazu, für die innere Gesunderhaltung des Volkes Sorge zu tragen. Von hier aus beginnt in einer Zeit der Krise der Demokratie der Sinn für die unersetzliche Rolle der Religion, der Kirche und weltanschaulich gerichteten Schule auch bei solchen Männern wieder zu wachsen, die selbst zu einer persönlichen religiösen Überzeugung sich nicht mehr durchzuringen vermögen. Wer ein Gespür für solche Dinge hat und nicht allzu strenge Maßstäbe anlegt, kann in Amerika feststellen, daß trotz allen alarmierenden Nachrichten über sittlichen Verfall und die hohe Zahl der Ungetauften doch noch ein kräftiges religiöses Erbe aus besseren Zeiten vorhanden ist. Jedenfalls wäre ein erklärter Atheist als Präsident in den Vereinigten Staaten nicht so leicht möglich wie in manchen Staaten mit scheinbar religiös und konfessionell viel geschlossenerer Tradition.

Die vorstehenden Notizen haben nicht den Zweck, Vorgänge zu idealisieren, die, auch wenn man sie von journalistischen Aufbauschungen auf ihre wahre Bedeutung zurückführt, noch immer beschämend genug sind und von einer großen Zahl von Amerikanern auch als solche empfunden werden. Die Gerechtigkeit verlangt aber, auch die andern Seiten zu sehen, und diese können einem besinnlichen und unvoreingenommenen Beobachter doch auch manche nützliche Lehre erteilen.

J. David

Graphologia

Eine wertvolle Ergänzung der wissenschaftlichen Systeme und Theorien innerhalb der Graphologie sind die Erfahrungen geübter und begabter Praktiker. Ihre ständige Bemühung um die Lösung konkreter Aufgaben, ihre Erfolge und Mißerfolge, lassen sie hell-sichtig werden für Tatsachen und Zusammenhänge, die dem Blick und dem Interesse des Systematikers leicht entgehen. Man läßt sich deshalb gern von ihnen beraten, und es ist eine dankenswerte Aufgabe, Erfahrungsberichte erfolgreicher Praktiker der Fachwelt und dem interessierten Laien zugänglich zu machen.

R. Pophal gab eine kleine Sammlung von Reflexionen dieser Art heraus unter dem Titel „Aus der Lebensarbeit eines Graphologen“. Es handelt sich um den Nachlaß Heinrich Steinitzers. Das Buch erschien im Verlag Joh. Ambr. Barth in München (1952). Die Themen, die unmittelbar aus der Praxis erwachsen, sind: Was die Graphologie kann und was sie nicht kann, Etwas über das Formniveau, Intelligenz und Handschrift, Zum Problem der Leistungsfähigkeit, Wortanfang und Wortende, Die abgebrochene Endung, Über die graphologische Beurteilung der Ehrlichkeit, Die „Kehrseite“, Graphologische Eheberatung.

Bei der Frage, *was die Graphologie kann und was sie nicht kann*, ist der Hinweis wertvoll, daß die Umwelt, das Milieu und dessen Einfluß dem Graphologen grundsätzlich und im einzelnen Fall unbekannt sind und bleiben: „Das Einzige, wodurch sich die Graphologie der aus Beobachtungen und Erfahrungen schöpfenden Menschenkenntnis gegenüber entschieden im Nachteil befindet, ist ihre Unkenntnis von den sozialen Verhältnissen und Lebensbedingungen der von ihr zu Beurteilenden. Das ist der Grund, weshalb sie, „ungeachtet, sie oft genug den Beweis erbrachte, daß sie imstande ist, den tief-